

LOUISA YOUNG
Ein ganzes Jahr und ein Tag



GOLDMANN

Buch

Roísín aus London und Rasmus von den Äußeren Hebriden teilen dasselbe Schicksal: Beide sind viel zu jung verwitwet und todunglücklich. Roísíns Partner Nico ist an plötzlichem Herzversagen gestorben, Rasmus' Frau Jay nach langer Krankheit. Was weder Roísín noch Nico ahnen: Die Geister der beiden sind nach wie vor bei ihnen.

Besagte Geister, Nico und Jay, müssen sich allerdings erst einmal an ihre neue Daseinsform gewöhnen. Als sie sich in London zufällig über den Weg laufen, sind beide froh, auf einen Gleichgesinnten zu treffen. Doch dann hat Jay eine Idee, die Nico rundheraus ablehnt: Würden Roísín und Rasmus nicht hervorragend zusammenpassen? Immerhin haben sie einen ganz ähnlichen Schicksalsschlag erlebt ...

Autorin

Louisa Young wurde in London geboren, wo sie auch heute lebt. Sie hat in Cambridge Geschichte studiert und mehrere Romane geschrieben, die in 36 Sprachen übersetzt wurden.

LOUISA YOUNG

Ein ganzes Jahr und ein Tag

Roman

Aus dem Englischen
von Andrea Brandl

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel »Twelve Months and a Day« bei HarperCollins Publishers Ltd, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Dataminings nach §44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2023

Copyright © 2022 by Louisa Young

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: Arcangel/David Paire; FinePic®, München

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: ik

Satz: Mediengestaltung Vornehm GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49332-6

www.goldmann-verlag.de

*Für Michel Faber, voller Liebe und Dank.
Alt wie Greise, wenn wir schlafen.*

»Es ist lächerlich zu glauben,
dass die Toten irgendetwas vermissen.«

Marilynne Robinson, *Gilead*

1

Februar, London

Roísín Kennedy – dreiunddreißig, klug und aufmerksam mit einer Vorliebe für den Rockabilly-Look (aktuell blau gefärbte Haarspitzen und Ponyfransen), genoss den fahlen Sonnenschein im Gastgarten des Pubs. Sie und ihr Verlobter Nico Triandafilides – sechsunddreißig, glattrasiert, blütenweißes Hemd und selbst an einem gewöhnlichen Samstagmittag ein echter Hingucker – hatten sich die ganze Woche kaum gesehen. Er hatte Nachtschicht gehabt, sie über einer bevorstehenden Deadline im Schneideraum festgesessen. In letzter Zeit war es ein wenig schwierig zwischen ihnen gewesen: Seit drei Monaten diskutierten sie, ob sie ein Kind wollten oder nicht, aber eigentlich wollten weder sie noch er darüber reden. Jeder glaubte, dass der andere das unterschiedlich sah, dabei lagen beide falsch, und sie waren insgeheim sauer aufeinander. Deshalb war der unerwartete heiße Sex am Morgen eines langen Wochenendes mit anschließendem Frühstück außer Haus umso schöner.

Es war der erste sonnige Frühlingstag – noch zu früh für die Krokusse, doch das geheime Startsignal für die Blüte war bereits ausgesandt. Das Licht war eine Spur heller, und

selbst die rußgeschwärzten Hauswände und spuckefleckigen grauen Bürgersteige wirkten nicht mehr ganz so trostlos. Die Sonne fühlte sich beinahe warm auf der Haut an, wenn einem die sanfte Brise durchs Haar strich. Die Schwäne im Park hatten ihren Balztanz begonnen und verschlangen die Hälse miteinander, an den Blumenständen gab es Mimosen. Roísín hatte Avocados und andere Leckereien bestellt, Nico ein komplettes englisches Frühstück mit dreifachem Espresso und einer Extraportion Blackpudding.

»Was war das Witzigste, was du diese Woche erlebt hast?«, fragte sie.

Dieses alte Spielchen hob zuverlässig die Stimmung – notfalls auch aus dem Keller – und löste auch jetzt jede Menge Albernheiten aus. Ihre Schwester Nell hatte ihr erklärt, dass das Wort Lederhosen, wenn es englisch »Leiderhosen« ausgesprochen wurde, auf Deutsch »bedauernswerte Hosen« bedeute. Allein das sorgte für Heiterkeit.

»Ich hatte selbst früher mal welche«, gestand Nico, und gemeinsam dachten sie an seinen braunen Tweedanzug, in dem er wie ein verwirrter Schafzüchter ausgesehen hatte.

»Oder ein irischer Intellektueller«, fügte Roísín liebevoll hinzu.

»Irisch!«, prustete Nico, der Bilderbuchgrieche mit den dunkelbraunen Augen, der dicht behaarten Brust, seinem spöttischen Mund und dem kaum verhohlenen Wunsch nach einem üppigen Schnauzbart, wie sein Großvater ihn hatte.

»Dann sind Lederhosen also Pflicht, wenn man deut-

sche Volksweisen singt?«, folgerte Nico, und von da an ging es steil bergab.

Roísín schlug Lidohosen für den Stadtstrand vor.

»Die wären auch für ein Konzert am Freibad in Crouch End geeignet«, gab er zurück. »Mit Lumahosen zum Wechseln, für eine Runde auf der Luftmatratze. Vielleicht gibt's die ja auch zum Aufblasen.«

»Oder Limohosen«, schlug sie vor, »für eine Erfrischung am Kiosk.«

»So was brauchen wir nicht«, meinte er. »Aber dafür Lagerhosen zum Biertrinken! Nicht zu unterscheiden von den Original-Lederhosen.«

»Oder Lugerhosen. Mit eingenähtem Holster«, sagte sie.

»Oder Meterhosen mit eingebautem Zollstock. Beterhosen für den engagierten Kirchgänger und Leidehosen für richtig schlechte Tage. Oder Hater-Hosen für Twitter-Trolle, Kreidehosen zum Zeichnen oder Straighter-Hosen für Skinny-Fans.«

Inzwischen lachten sie derart hysterisch, dass die anderen Gäste schon herübersahen – all die Leute, die sich nach fünfzehn Jahren nichts mehr zu erzählen hatten, starrten das Paar an, das von einem Lachkrampf in den nächsten verfiel ... nicht etwa, weil die Späße sonderlich geistreich gewesen wären, was sie eindeutig nicht waren, sondern weil es einfach Spaß machte. Nico hatte sogar die Ärmel hochgekrempelt und tat so, als säßen sie in Frikes in einer kleinen abgeschiedenen Bucht auf Ithaka, bei einem frühen Frühstück aus bitterem schwarzem Kaffee und Baklava – oh Gott, der Sommer war noch so weit weg! Aber

dann veränderte sich der Klang seines Lachens auf einmal, und Roísín schrie auf.

Einundzwanzig Minuten lang wechselten sie und die Kellnerin sich mit der Wiederbelebung ab, bis der Notarzt eintraf. Die Rettungssanitäter konnten nicht wissen, dass er ein Kollege war. Sie wussten nur eines: dass es bereits zu lange gedauert hatte. Roísíns Augen waren noch voller Tränen vom vielen Lachen. Es erschien ihr falsch, dass er ausgerechnet jetzt starb, wo sie mit diesen albernen blau gefärbten Strähnen herumlief. Sie wollte ihn küssen, doch nachdem das Notarztteam erst da war, kam sie nicht mehr an ihn heran. Die Mund-zu-Mund-Beatmung war also unser letzter Kuss, schoss es ihr durch den Kopf.

Schließlich stand sie allein und beinahe verstohlen neben der Bahre in der Notaufnahme, zog sich den Ehe-ring ihres Vaters vom Zeigefinger und schob ihn an den Ringfinger von Nicos linker Hand, ehe sie seinen dämlichen Rock-'n'-Roll-Totenschädelring von seinem Finger an ihren eigenen steckte.

»Ja, ich will«, presste sie erstickt hervor. »Und du willst auch.«

Sie hatten es vorgehabt. Er hatte ihr auch längst einen Heiratsantrag gemacht, gleich am Tag ihres Kennenlernens, im Schlamm des Glastonbury-Festivals, als die Menge wild zu den Fratellis tanzte. Nico war dazwischengegangen, als ihr ein betrunkenener Typ bei *Chelsea Dagger* auf die Pelle gerückt war (»Los, mach schon, hau einfach ab«, hatte er zu dem Kerl gesagt), und das anschließende Geplänkel hatte mit einem Antrag geendet. Ein Jahr spä-

ter hatte er ihr einen Brillantring an den Finger gesteckt. Ohne Schlamm.

Nur waren sie nie dazu gekommen, auch vor den Altar zu treten. Die Vorstellung, tatsächlich zu heiraten, war irgendwie absurd gewesen, dafür hatten sie eine romantische Offenbarung erlebt. *Das hier* war Liebe. Der Alltag, das tägliche Miteinander. Wie sie sich gegenseitig unterstützten. Na ja, hauptsächlich ich ihn, dachte sie oft, aber ist ja auch egal. Der Brillant schmiegte sich perfekt an den Totenkopf, wie ein Blümchen hinter dem Ohr. Damit er nicht herunterrutschte.

*

Roísín stand in ihrem Kunstpelzmantel mit dem Dalmatiernmuster, der ihr für den Anlass perfekt passend erschienen war, an Deck der Barkasse. Was soll ich bloß anziehen?, hatte sie vorher überlegt. Etwas, das Tapferkeit ausstrahlte, eine »Nach mir die Sintflut«-Verzweiflung, Entschlossenheit und eine »Ich werde diesen Tag hinter mich bringen, weil es von mir erwartet wird«-Grundhaltung.

Auch ihre Haare waren nicht mehr dieselben: Sie hatte die wasserstoffblonden Strähnen mit den blauen Spitzen und die Ponyfransen absäbeln lassen und einer Wohltätigkeitsorganisation für krebserkrankte Kinder gestiftet. Stattdessen trug sie einen weichen Flaum in ihrem dunkelbraunen Naturton, der Erinnerungen an Sinéad O'Connor von früher weckte. Sinéad war eine hübsche Frau gewesen, aber das war nicht die Assoziation, die Roísín bei den Trauer-

gästen heraufbeschwören wollte, als die Träger Nicos Sarg auf ihre Schultern hoben und auf das Boot trugen.

Im Nordosten hob sich der rot-weiß gestreifte Leuchtturm von Needles stolz gegen den blauen Himmel ab, im Südwesten erstreckte sich der Horizont bis zum Atlantik. Hinter ihr hatten sich etwa hundert Leute an diesem grauvollen, ungewöhnlich sonnigen Morgen auf Booten in der Solent-Meerenge eingefunden, die Sätze wie »Ich hatte ja keine Ahnung, dass er sich eine Seebestattung gewünscht hat« von sich gaben. Aber das ist das Gute daran, wenn man jung stirbt: Es sind noch viele Freunde da, die zur Beerdigung kommen.

Sieh nur, Schatz, sie sind alle hier! Und alle auf verdammten Booten!

Wer hätte das gedacht!

Roísín hatte die Arrangements für das Begräbnis seiner Mutter überlassen und kein großes Theater gemacht, als Marina sie angerufen und gefragt hatte, ob sie mit einer Seebestattung einverstanden sei, da es später nun mal kein Grab gäbe, das man besuchen könne, und ob sie die Leute vom Bestattungsunternehmen vorher fragen solle, ob sie Weizensamen ins Wasser werfen dürften oder es einfach tun sollten. Roísín hatte keine Meinung dazu.

Keiner wusste, wo Nicos Testament war.

Viele seiner Verwandten waren gekommen, zündeten Kerzen in Brotlaiben an und weinten. Dreiundzwanzig Verwandte von ihrer Seite. Declan mit seiner wunderschönen Stimme sang das traditionelle schottische Abschiedslied *The Parting Glass*, und Dmitri, der sogar eine noch bessere

Stimme hatte, das griechische Lied *Ich gab dir Rosenwasser, du gabst mir Gift*. Das volle Programm. Nico war tot.

Du elender geliebter Mistkerl, verdammt noch mal!

Natürlich wurde auch aus Kavafis' *Ithaka* rezitiert, das war quasi ein Muss. »*Doch überstürze die Reise nicht, besser, sie dauert viele Jahre ...*« Roísín bekam es kaum mit, war nicht einmal imstande, sich darüber aufzuregen, wie unpassend es war. Und Tennyson: »*Sonnenuntergang und Abendstern rufen nach mir! Es soll auf der Sandbank kein Klagen geben, wenn ich hinausfahre aufs Meer.*«

Die freundlichen Männer in Uniform legten die Lilien beiseite und nahmen die Flagge herunter. Nicos Sarg aus schwerem, schlichtem Holz hatte unerwartet viele Löcher. Es ging alles rasend schnell! Die Männer ließen ihn ins Wasser gleiten, das an dieser Stelle dunkelgrün und aufgewühlt war, silbrig schimmernd in der Ferne ... dieses verdammte Meer, man kann ihm einfach nicht trauen ... und schon sank er. Roísín weinte nicht, weil sie die Trauergäste nicht auch noch dazu animieren wollte, sondern blickte nur auf die blubbernden Blasen, die an die Oberfläche stiegen. Auf Wiedersehen. *Αντίο φίλε μου. Slán.*

Die Anwesenden weinten trotzdem und warfen Blumen ins Wasser. Wie aus dem Nichts tauchten Möwen auf und umschwirrten sie malerisch. Das Boot beschrieb einen Kreis. Einen Moment lang spürte Roísín etwas, als streiche eine Hand über ihren Nacken, doch als sie herumfuhr, war da niemand.

Irgendjemand drückte ihr einen Drink in die Hand. Sie nahm das Glas und schleuderte es über Bord. Zu ihm.

Wieso bist du gestorben? Roísín kannte die Antwort. Sterben, das taten Menschen, die rauchten, tranken, ständig Zoff hatten und sich kaputt schuifteten. Und die, wie sich herausgestellt hatte, an einer nicht diagnostizierten Herzerkrankung litten. Es war ihre Schuld. Wegen ihr hatte er so heftig gelacht.

Aber selbst ihr war klar, dass das idiotisch war. Es mag ganz normal sein, dass ich mir die Schuld gebe, dachte sie, aber es ist Schwachsinn. Sie lag im Bett. Auf dem Rücken. Aber keine Position war bequem. Als Reaktion auf die Abwesenheit seines Körpers hatte sich ihr eigener schmerzhaft verknotet und verkrampft. »Wo bist du?«, schluchzte sie. »Wo um alles in der Welt bist du, Nico?«

*

Roísín tat, was alle taten. Zündete Kerzen an, damit sich sein Geist, falls er umherwanderte, orientieren konnte. Sie ging in die Kirche. Was eigentlich untypisch für sie war, aber nichts treibt einen effektiver in die Arme der Religion als der Tod. Jahrzehntlang hatte das Ave Maria keinerlei Anziehungskraft auf sie ausgeübt. *Bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres ...*

Sie stand bei Sainsbury in der Fortis Green Road zwischen den Regalen und starrte auf das San Pellegrino, das sie ihm immer mitgebracht hatte, wenn Nico eine Weile auf Alkohol verzichten wollte. Und auf die Ketchupflaschen, die sie immer nur für ihn gekauft hatte, weil er Ketchup so sehr gemocht hatte. Supermärkte hatten etwas Tröstliches.

Am Ende stand sie mit drei verschiedenen Frischkäsesorten, dafür ohne Spülmittel, wieder auf der Straße.

Sie ging zum Ladies' Pond in Hampstead Heath, um ihre sonntägliche Schwimmrunde zu absolvieren – aber kein Nico im Männerbereich und auch kein gemeinsames Kaffeetrinken danach. Trotzdem zog sie ihre Neoprenhandschuhe und -schwimmsocken und ihre Wollmütze über, tiefschwarz auf ihrer winterhellen Haut, und glitt in das kalte, versöhnliche Wasser. Aber die Badeseen mündeten in den Fluss, dachte sie, und der Fluss mündet ins Meer ... Sie stieß sich von den Stufen ab und tauchte hinein, überlegte, einfach dort unten zu bleiben, unter Wasser, im trüben Sumpf, der nur vom eigentümlichen Schein alttestamentarischen Lichts durchdrungen wurde.

Als sie wieder auftauchte, bäugte sie ein Rotkehlchen mit schief gelegtem Kopf vom Zaun aus.

Sie betrachtete sich im Spiegel der Umkleidekabine – ihr rundes, bleiches Gesicht, ihre runden blauen Augen, ihren kleinen Mund. Alles war so normal, nur dass nichts normal war.

Ihre Freunde waren wunderbar. Ihre Schwester Nell rief sie fünfmal am Tag an. »Du kannst dich nicht ewig von Marzipan und Alkohol ernähren«, sagte sie. »Iss Gemüse. Etwas Gesundes. Als Suppe oder so.« Allein der Gedanke an Gemüsesuppe trieb Roísín die Tränen in die Augen.

»Wie geht es dir?«, fragte Nell. »Was machst du so?«

»Wer bis zum Hals in der Scheiße steckt, sollte lieber den Kopf nicht hängen lassen!«

»Oje«, stöhnte Nell.

»Ich habe nachgelesen, was passiert, wenn jemand kein Testament hinterlassen hat, und rate mal, was da stand: *Stirbt jemand, ohne einen letzten Willen hinterlassen zu haben, können nachfolgende Personen keinerlei Ansprüche auf das Erbe des Verbliebenen erheben: unverheiratete Partner.*«

»Es taucht bestimmt noch auf«, meinte Nell.

»Vielleicht«, erwiderte Roísín schwach.

Sie unternahm keinerlei Schritte in diese Richtung. Was erstaunlich einfach war. Zumindest eine Zeit lang. Aber dann wachte sie um vier Uhr früh mit einem Gefühl panischer Angst in der Brust auf.

Von ihren netten Kollegen bei der Arbeit gab es jede Menge Mitleidsbekundungen, die typischen Gesten mit schief gelegtem Kopf wie bei dem Rotkehlchen am See. Auf ihrem Tisch lagen weiße Umschläge, wie man sie sonst zum Geburtstag oder Firmenabschied bekam. Eine Karte, die sie zu Hause aus dem Briefkasten zog, hatte eine malvenfarbene Irisblüte aufgedruckt und war mit Glitzer verziert. Anfangs riss sie die Karten noch auf, um die Nettigkeiten über Nico zu lesen. Sie musste über all die freundlichen Worte lachen, die Leute über ihn fanden, obwohl er zuweilen ein schwieriger Mistkerl gewesen war. *Nico war einzigartig; Was für ein toller Charakter; Ich kenne niemanden, der so ist, wie er war.* Ist vielleicht auch besser so, gewissermaßen, dachte Roísín.

Es stellte sich heraus, dass viele Menschen um sie herum ebenfalls tragische Verluste erlitten hatten. Menschen, bei

denen man es nie gedacht hätte! Der nerdigste der IT-Jungs von unten schenkte ihr ein Bändchen, *Gedichte, die Dir das Leben retten*, und erzählte ihr verschämt von seinem ersten Freund Anwar aus der Schulzeit. Sie hatte keine Ahnung gehabt, dass der Tod alle und jeden zu betreffen schien. Ihre Chefin Ayesha brachte ihr eine Tasse Tee und sagte: »Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst.« Roísín dachte an den Tee, den ihr die Schwester im Krankenhaus hingestellt hatte. Sie ging nach Hause.

»Nell«, sagte Roísín zu ihrer Schwester am Telefon. »Er hat mir ständig Nachrichten geschrieben, den ganzen Tag, über alles, was so lief. Und jetzt nicht mehr. Deshalb denke ich ständig, es ist ihm etwas passiert, was ja so ist, und das weiß ich auch, trotzdem sind meine Gedanken ... meine Gedanken ... bin ich komplett verblödet oder was?«

»Du bist immer noch völlig von der Rolle«, antwortete ihre Schwester. »Hast du heute schon was gegessen?«

»Marzipan ...«, murmelte Roísín. Sie hatte das Gefühl, ihre Familie und Freunde mit ihrer Trauer zu langweilen, und dass sie fanden, sie müsse allmählich darüber hinwegkommen. »Mam will, dass ich eine Weile nach Hause komme.«

»Und willst du das auch?«

»Nein!«, rief Roísín.

»Dann lass es.«

Nicht dass sie ihre Familie nicht lieben würde. Aber wenn sie nach Hause führe, würden mindestens fünf ihrer Brüder und Schwestern vor ihrer Nase herumjammern,

wie grauenvoll es sei, ihren Schwager verloren zu haben. Sie wollte ihre Ruhe. Nell würde keine Sekunde zögern, aus Hastings nach London zu kommen, wenn es nötig war. Das war sie bereits. Mehr als einmal.

»Du solltest vielleicht ...«, begann Nell.

»Nein, ich will keine Therapie.«

»Es täte dir sicher gut, mit jemandem zu reden«, erwiderte Nell. »Aber ich will dich zu nichts zwingen. Aber es wäre sicherlich hilfreich, mit Leuten zu sprechen, denen dasselbe passiert ist. Hast du schon mal nach Trauerselbsthilfegruppen gesucht?«

»Lass mich in Ruhe, Nell«, sagte Roísín. »Tu mir den Gefallen.«

Es fühlte sich an, als blicke Nico ihr über die Schulter, als sei er direkt im Zimmer nebenan. Und dann die Träume: wie er ein kleines Kind in den Kofferraum eines Wagens legte. Von einem wilden Abenteuer, in dem sie durch zerstörte Städte rannten, sich an Lianen von irgendwelchen Gebäuden schlangen, tanzten und am Ende mit Johnny Cash in einer Taucherbar landeten. Einmal küssten sie sich auf einer schimmernden Wolke, während winzige Fische wie Libellen über ihren Köpfen kreisten. Und kurz bevor sie aufwachte, schrumpfte Nico plötzlich auf Miniaturformat und rannte auf sie zu, seine Schritte im Takt mit ihrem Herzschlag, riss eine Tür in ihrer Brust auf und trat mit einem fröhlichen Winken hinein.

Eines Tages schwänzte Roísín die Arbeit, weil sie hätte schwören können, seine Stimme gehört zu haben: »Komm

her, zu mir, ich will dich bei mir haben.« Also war sie in den nächsten Zug gestiegen und hatte bei strömendem Regen mit einem Armvoll Hyazinthen die Fähre zur Isle of Wight genommen, um sie mitten auf dem Kanal ins Wasser zu werfen und dabei an Nico zu denken. *Perlen sind die Augen sein*. Aber sie würden potthässliche Perlen abgeben, weil sie eine grauenvolle Farbe für Perlen hatten, schlimmer als die Dinger, die man an den Ständen auf dem Kunsthandwerkermarkt bekam und die wie kleine Blutblasen oder Pestbeulen aussahen. Sie wollte sich ihn als Toten vorstellen, weil sie die Gedanken an ihn und seine Lebendigkeit nicht aus dem Kopf bekam, was unerträglich war, so ... greifbar. Einmal roch es im Bus so, wie er immer gerochen hatte, egal ob sommers oder winters – Wolle, Vetiver und ein Hauch Sonnenöl. Roisín hatte sein T-Shirt im Bett gefunden, wo es eigentlich nichts zu suchen hatte, andererseits hatte sie die Bettwäsche seitdem nicht mehr gewechselt. Ja, natürlich hätte sie das längst tun sollen, aber schließlich hatte er darin geschlafen, deshalb brachte sie es nicht über sich. Eines Abends hatte sie angetrunken allein zu den Klängen aus dem Radio in der winzigen Küche getanzt, in der sie immer gekocht hatten, in ihrer grenzenlosen, arroganten Unwissenheit, was das Schicksal ihnen vor die Füße werfen würde.

Plötzlich war das Gefühl, dass Nico die Arme um sie gelegt hatte, so übermächtig gewesen, dass sie die Umarmung spontan erwidert hatte. *Time after Time*, sang Cindy Lauper, und auf irgendeiner Ebene – auf welcher, war Roisín auch jetzt noch nicht so ganz klar – hielt sie ihn fest

und weinte, während er sie hielt, die Arme fest um sie schlang. So fest, dass sie es spüren konnte. Sie tanzte mit ihm, einen langsamen Rock 'n' Roll, die Hände nach seinen unsichtbaren Händen ausgestreckt, hin zu ihm und wieder weg, hin zu ihm und wieder weg. Sie reckte die Arme, drehte sich ohne jede Eile in seine imaginäre Umarmung und ließ sich von ihrer silbrigen Magie umhüllen.

Dann war sie zu Bett gegangen, mit einem Gebet aus ihrer Kindheit auf den Lippen: »Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe beide Äuglein zu, Gott, lass die Augen dein über meinem Bette sein ... bete für uns, jetzt und in der Stunde unseres Todes ...« Sie stolperte über einen Schuh – es war sein schwarzer Chelsea-Boot –, stieß sich die Zehe an, und dann war er wieder da, neben ihr. Seine Seite der Matratze gab unter seinem Gewicht nach, sie spürte Nicos Hand auf ihrer Schulter und griff im Halbschlaf danach, eine Geste voller Süße, doch dann wachte sie auf, am ganzen Leib zitternd, sprang aus dem Bett und stürzte ins Badezimmer, um sich weinend zu verstecken. Zu wissen, dass Trauer die seltsamsten Formen annehmen kann, macht sie keinen Deut weniger befremdlich, dachte sie.

Am darauffolgenden Abend sah sie sich stundenlang Elefantenvideos auf YouTube an. In Thailand spielten Leute den Dickhäutern Debussy auf dem Klavier vor, und so nett das ja gemeint sein mochte, irritierte sie der Anblick. Ein Elefant wiegte sich hin und her, allerdings war sie nicht sicher, ob es ein genüssliches Wiegen im Takt der Melodie war oder eher in die Rubrik »Wenn nicht bald einer diesen Klimperheini mit seinem beschissenen Jahrhundertwende-

gedudel hier wegschafft, verliere ich vor Stress noch den Verstand« gehörte. Sie konnte nicht schlafen. Sie musste ständig an dieses Gefühl bei der Bestattung denken, als hätte jemand ihren Nacken gestreift, und sagte sich, dass sie sich all das nur einbildete. Bitte, liebes Gehirn, könntest du das lassen? Irgendwann hatte sie ein Buch über Halluzinationen und Geister gelesen. Vielleicht war sie ja diejenige, die vor Stress den Verstand verlor. Wenn sie ehrlich war, balancierte ihr Verstand die meiste Zeit ohnehin auf einem Drahtseil.

Elefanten trauern, richtig? Rationalismus ist nur ein weiterer -ismus. Wer starb schon und ließ die Vernunft regieren? Wir sind doch auch bloß Tiere.

2

März, Glasgow

Rasmus, Musiker, geheimnisvoll. Groß, schlaksig, abgerissen und am Ende seiner Kräfte, schlief auf dem Stuhl neben Jays Krankenhausbett, als sie sich entschloss – war es eine bewusste Entscheidung? – zu gehen. In den letzten Tagen hatte er die ganze Zeit mit weit aufgerissenen Augen dagesessen und dem nahenden Ende entgegenglickt.

Entschloss! Was für ein Entschluss soll das gewesen sein?, fragte er sich. Sie ist achtunddreißig!

War achtunddreißig.

Mit aller verfügbaren Kraft und noch darüber hinaus hatten sie dagegen angekämpft, hatten praktisch ihr gesamtes Geld ausgegeben, sämtliche Gefälligkeiten in Anspruch genommen. Bei jedem Liebesakt hatten sie einander gesagt, dies sei wahrscheinlich das drittletzte Mal. Um das Unvermeidliche zu umgehen. Aber wurde es einfacher, nur weil sie es mit schwerem Schritt näher kommen hörten ... zusehen zu müssen, wie der Tod im Zeitlupentempo eine junge Frau in Raten holt, zugleich eine intensive, erstaunliche Nähe zu erleben, heraufbeschworen durch die ständige Bedrohung des nahenden Todes?

Jede Ehe braucht ein gemeinsames Projekt, heißt es immer. Ihres war das Sterben.

Rasmus würde es nie erfahren. Der Moment ließ sich mit nichts vergleichen. Schließlich erlebte man einen Tod wie diesen keine zwei Mal im Leben. Und auch keine Liebe wie diese. Siebzehn gemeinsame Jahre. Seit sie Anfang zwanzig waren. Zwei junge Menschen, die zwischen Verlust und schweren Zeiten zueinandergefunden, im Laufe ihrer Beziehung Opfer füreinander gebracht und einander gerettet hatten. So etwas lässt das Leben kein zweites Mal zu. Dafür fehlt schlicht die Zeit.

Jay musste den Entschluss gefasst haben. Das hoffte er. Denn wenn nicht, hätte er sie im Stich gelassen.

Nach allem, was passiert ist, dachte er, habe ich dich im Stich gelassen.

Aus Erfahrung wusste er, dass Ghanaer Beerdigungen nach allen Regeln der Tradition zelebrierten, und ihm war klar, dass er dazu nicht in der Lage war. Was sollte er tun? Jays Leiche einfrieren und nach Accra fliegen? Eine Feier für fünfzig Leute aus vierzig verschiedenen Ländern koordinieren? Dasselbe, wie sie es bei Jays Mutter getan hatten, mit dreihundert Leuten, die er praktisch nicht kannte und die sich alle bitter beschweren würden, dass er alles falsch machte? Und natürlich würde er etwas falsch machen. Als *Obroni*-Ehemann, *dem Fremden*, war es quasi seine Aufgabe, alles verkehrt zu machen, damit all die Tanten auch etwas hatten, womit sie ihn liebevoll aufziehen konnten. Oder sollte er alle hier auf die schottische Insel einladen,

die Tanten in der Jugendherberge, den Vogelbeobachtungstürmen und Schutzhütten einquartieren und ihnen jeden Tag Fish and Chips vorsetzen?

Er stand in der Küche des Hauses, das Jay und er seit sieben Jahren bewohnten, betrachtete den Toaster und wusste nicht, wohin mit sich. Vor Jays Erkrankung hatte sich sein Leben hauptsächlich in seiner eigenen Gedankenwelt, im Studio, in der Musik abgespielt. Jay war die hiesige Hausärztin gewesen und hatte gewusst, was zu tun war. Sie hatte genaue Anweisungen hinterlassen. Natürlich. Aber Rasmus war wie gelähmt, außerstande, das, was sie aufgeschrieben hatte, zu begreifen. Bis ihr Bruder Kwame sagte: »Mach es so, wie du es für richtig hältst. Mum und Dad sind tot, also versuch gar nicht erst, das komplette Ashanti-Programm durchzuziehen.«

Rasmus, Kwame, dessen Frau Efua und Jay hatten beide Beerdigungen in Ghana gemeinsam hinter sich gebracht, von Anfang bis Ende. Tag für Tag in Gärten, Kondolenzschlangen und Kirchen. Endlose Stuhlreihen. Trommler, Geschenke, Chöre, Büfets. Jay, die sich in Pavillons in der Affenhitze eine eiskalte Mineralwasserflasche nach der anderen in den Ausschnitt gekippt hatte.

»Die da erträgt das alles nicht«, bemerkte Tante Dolores streng. »Sie hat ihre Heimat verlassen, um wegen des WETTERS nach Schottland zu ziehen!«

Kwame und Jay hatten Rasmus vor der Verpflichtung bewahrt, sich wie ein anständiger Schwiegersohn zu kleiden – und wie ein Vollidiot auszusehen, mit seinen mageren Schultern, die aus dem Gewand ragten. Sie waren sich

alle einig, dass er unmöglich die traditionelle Kente-Landestracht aus gewobenem buntem Baumwolltuch tragen könnte, das kunstvoll in einer Technik um den Körper geschlungen wurde, die Rasmus nicht beherrschte. »Also eine Kente-Jacke«, hatte Kwame gemeint, und die Tanten hatten sich breitschlagen lassen. »*Obroni*-Privileg« hatte Jay es genannt und gleich drei Stück bei ihrem Schneider bestellt, alle im korrekten Rot, Schwarz und Weiß für die unterschiedlichen Trauertage.

Blinzelnd dachte Rasmus daran, wie Tante Dolores missbilligend mit der Zunge geschnalzt und gesagt hatte: »Dir ist klar, dass du jetzt endgültig *obroni* bist.« Jay war tief gekränkt gewesen.

Wann immer Rasmus sich später auf den Fotos sah, in einer Reihe mit seinen strahlenden, muskulösen Schwägern, allesamt Ärzte, Musiker und IT-Experten, die aus Ontario, Lagos, Bermuda und London in ihre ghanaische Heimat gekommen waren, wünschte er sich, er wäre selbstsicherer gewesen, statt wie der käsig Sonderling danebenzustehen.

Jay lebte zwar mit ihm auf den Äußeren Hebriden, hatte aber trotzdem noch einen Schneider in Accra. Sie gehörte überall hin. Rasmus – dänischer und argentinischer Abstammung und in zu vielen englischen Kleinstädten aufgewachsen, um sie noch zählen zu können – hatte sein ganzes Leben lang nur zur Musik gehört. Und an Jays Seite.

Sie hatte stets Wert darauf gelegt, dass alles gründlich und anständig erledigt wurde, und genau das hätte er so

gern für sie getan, doch letzten Endes musste er zugeben, dass die Trauer in seinem Fall nur in Inkompetenz und Stümperhaftigkeit mündete. Die Trauer um sie raubte ihm jede Lebensenergie. Ihm war bewusst, dass eine kleine Kremierungszeremonie in einem Glasgower Vorort zu klein, erbärmlich und kalt für eine so lebendige Frau war, aber nicht einmal das hatte er aus eigener Kraft hinbekommen, und hätte Kwame nicht das Ruder übernommen ... nun ja, er konnte ihrem Bruder nur dankbar sein.

Es kamen mehr Leute, als er gedacht hatte: Freunde, Cousins und Cousinen, Patienten, die Jay auf der Insel behandelt hatte. Kwame hatte in Edinburgh einen Ashanti-Trommler aufgetrieben, und Rasmus hatte eingewilligt, dass die Trauerfeier nach ghanaischer Tradition vollzogen wurde: Die Gäste standen in einer langen Reihe an, um ihm die Hand zu schütteln und ihrem Mitgefühl und ihren Ermunterungen Ausdruck zu verleihen. Tante Dolores hatte Andachtsbildchen mit einem ovalen, unscharfen Foto von Jay bei ihrer Abschlussfeier geschickt, die jemand auf den Sitzplätzen ausgelegt hatte. Den ganzen Tag hatte Rasmus Mühe gehabt, nicht ihr hinreißendes Lächeln anzustarren. Es war ein herrlicher Sonnentag gewesen, Schottland zeigte sich von seiner schönsten Seite mit einem strahlend blauen, scheinbar endlosen Himmel, doch er nahm alles durch einen Schleier des Regenbogenpektrums seiner mühsam zurückgehaltenen Tränen wahr.

Der Veranstaltungsraum des viktorianischen Pubs wirkte feierlich mit den Buntglasfenstern und den Holzvertäfelungen. Die Schotten stimmten Lieder an, zwischen

Starkbierkrügen und Chardonnaygläsern standen Platten mit frittierten Kochbananen. Rasmus hatte eine seiner Kente-Jacken angezogen – aber welche war bloß die richtige für den Anlass? Ohne Jay war er nicht sicher. Schwarz für die Trauer, rot für die vom Weinen geröteten Augen, weiß für die Klarheit des Geistes nach der Beerdigung ... Er entschied sich für schwarz und rot.

In der kleinen Maschine, die ihn zurück auf die Insel brachte, fühlte sich sein Herzschlag anders an, irgendwie fremd, denn zum ersten Mal befanden Jay und er sich nicht auf derselben Landmasse. Auf der Fahrt vom Flughafen Stornoway, wo Dougie ihn mit dem Auto abgeholt hatte, brachte er kein Wort heraus. Dann war er daheim, in ihrem Steinhaus am Meer, weinte unter der Dusche bei dem Gedanken an die Trommeln bei der Trauerfeier, während die Katze ihn ansah, als wollte sie sagen: »Was hast du mit ihr gemacht, du elender Mistkerl?«

Jetzt lag er zusammengerollt im Bett, weinte, stöhnte, rief ihren Namen. »Wo bist du?«, flüsterte er. »Jay, wo bist du?«

Einen Moment lang glaubte er, ihre Stimme zu hören, ehe er frustriert mit den Händen auf seinen Kopf einschlug.

*

Das Beerdigungsinstitut schickte ihre Asche in einem röhrenförmigen Karton mit einem aufgedruckten Sonnenuntergang am Meer, als wäre sie eine Flasche Whisky aus

dem Duty-free-Shop. Rasmus drehte den Karton in den Händen, immer weiter, als erstreckte sich der Horizont bis in die Endlosigkeit, dann drehte er ihn auf den Kopf, um zu sehen, ob es wie ein Sonnenaufgang aussah. Tat es nicht.

Er ertrug das Ding nicht. Eine Frau sollte nicht in einem verdammten Kartonrohr enden. Sie sollte in gar keinem ... nein, sie sollte überhaupt nicht enden. Punkt.

Später fand er im Schlafzimmer die geschnitzte Holzkassette, die sie zusammen auf einem Kunsthandwerkermarkt in Accra gekauft hatten. Vielleicht wäre sie ja ein geeignetes Behältnis für eine tote Frau. Er hatte die Kassette noch nie herausgenommen, weil er Jays Sachen grundsätzlich nicht anfasste. Nun klappte er sie auf. Ohringe, Haarspangen, Kämmе. Er klappte sie wieder zu. Ihr Geruch.

Nein, nicht hier drin.

Du solltest die Asche doch verstreuen, oder?

»Wirf mich einfach auf den Kompost«, hatte Jay gesagt, aber natürlich war das nicht ernst gemeint gewesen, sondern sie hatte damit nur »Mach kein großes Tamtam darum« zum Ausdruck bringen wollen. Aber Beerdigungen sind nun mal für die Lebenden, und die Lebenden wollten Tamtam.

Rasmus ging nach draußen und betrachtete den Komposthaufen, der kaum mehr war als ein kleiner, von Brennnesseln überwuchelter Erdhügel. Alle Aufgaben im Haus waren liegen geblieben, nachdem der Dämon ihrer Krankheit erst Einzug gehalten hatte. Er drehte sich zu den *lazy beds*, den Gemüsebeeten um, wo er eigentlich alles Mögliche einsäen und einpflanzen sollte. Und das würde er tun,

aber nichts Schönes, sondern nur grauenvolle Dinge. Vielleicht brachte die Erde ja Krieger hervor, wie die Spartaner, die aus den in Ackerfurchen gesäten Drachenzähnen erwachsen. Oder Tulpen – aber wuchsen Tulpen nicht aus Blutstropfen? Ja, genau. Blutrote Tulpen.

Was würde wohl sprießen? Nichts, rein gar nichts.

Rasmus verließ den von einer Steinmauer umgebenen Garten und ging quer durch das grüne Feld und den schottischen Machairboden hinunter zu dem breiten weißen Strand. Die Flut setzte gerade ein. Das Meer schimmerte wie bleiche, kalte Smaragde, amethystfarbene und blaue Streifen zogen sich über den Horizont, während sich ein schier endloser Himmel über den einander überlappenden Landzungen spannte. Nur Taransay lag zwischen ihm und Hudson Bay, aber es sollte Ebbe herrschen, damit Jays Asche hinaus auf die See und nicht zu ihm zurückgetrieben wurde. Also ging Rasmus wieder nach Hause, um zu warten, bis das Wasser niedrig genug stand. Es erschien ihm so richtig, wie es nur scheinen konnte, sprich, komplett und absolut falsch. Aber Rasmus hatte genug Zeit gehabt, über alles nachzudenken, und wusste, dass sie niemals zurückkommen würde, auch wenn er ihren Namen noch so oft rief. Und dass das völlig normal war, dass es jeden Tag vorkam, dass es allen so ging.

Als er wieder zu den Felsen zurückkehrte, glitzerte das Meer im Licht der untergehenden Sonne. Das Wasser hatte seinen Höchststand hinter sich, rollte in leichten Wellen an den Strand und zog sich allmählich zurück. Er nahm all seinen Mut zusammen, um den dämlichen Deckel von

dieser dämlichen Kartonröhre zu lösen, doch gerade als die Brandung sich zurückzog, schlug der Wind plötzlich um und blies landeinwärts, sodass Jays Asche an Rasmus' Jacke und an seinen Händen klebte, sich förmlich daran festklammerte. Sie will nicht gehen, dachte er.

Also hielt er inne, wünschte, er hätte es gar nicht erst versucht ... wieso war er überhaupt auf die Idee gekommen, sie ins Meer zu werfen, auch wenn es noch so schön, die Luft noch so mild und wohlriechend sein und er rein rational den Kreislauf des Lebens und damit auch des Todes noch so gut verstehen konnte – und dann fing es an zu regnen. Er kehrte wieder zurück zum Haus, die Kälte noch in den Knochen, ging in Jogginghose und Kapuzenpullover in sein Studio, setzte sich ans Klavier und versuchte, einen Song über die Richtungen des Windes zu schreiben, aber es funktionierte nicht. Sein Kopf und sein Herz waren zu voll und zu leer zugleich. Jay hatte das Talent besessen, das exakte Wort oder die Songzeile zu finden, die seine Texte perfekt machten. Er hatte die Harmonien ihrer Stimme im Ohr. Und noch etwas anderes – ein altes Volkslied von einer Frau, die auf einen Seemann wartete, der niemals heimkehrte. Manchmal ging ihm ein Song tagelang nicht mehr aus dem Sinn, wie ein Trauern, der bei der Totenwache oder ein Geist, der seine Aufgabe noch nicht zufriedenstellend erfüllt hat.

*

Nacht für Nacht lag er angezogen im Bett und fand keinen Schlaf. Weil er geschlafen hatte, als es so weit gewesen war. Er zwang sich zu duschen, zwang sich, mit dem Fahrrad in den Ort zu fahren, um Lebensmittel einzukaufen: fünf vakuumierte Päckchen Haggis zum halben Preis, die zehn Tage hielten. Als er nach Glasgow musste, kaufte er für 42 Pfund bei einem Inder Essen zum Mitnehmen, alles sorgsam verpackt, damit im Flugzeug nichts auslief. Es brachte ihn über dreizehn Tage. Er ignorierte E-Mails und Briefe, ließ die Pflanzen eingehen. Ihr Leben hier, nur er und Jay im Haus, mit nichts als Felsen, Schafen, Treibsand und dem Meer ringsum, war immer ein wenig aberwitzig gewesen. Doch der Entschluss, von hier fortzugehen, käme dem Entschluss gleich, leben zu wollen, und dazu war Rasmus nicht bereit.

An einem nebligen Morgen wurde er auf dem Weg die A859 von einem toten Reh vom Fahrrad gerissen. Aber wie kann das sein?, dachte er selbst dann noch, als er am Straßenrand lag.

Er hatte das Tier schon bemerkt, als es neben ihm hergelaufen war, hatte seine Kraft und Anmut bewundert, kupferbraun, von geradezu poetischer Schönheit im morgendlichen Dunst, als es mit einem Mal einen Schlenker machte und direkt vor ihm auf die Straße rannte. Rasmus bremste abrupt ab und versuchte auszuweichen, was ihm sogar gelang, aber in diesem Moment kam ihnen aus der entgegengesetzten Richtung ein Auto entgegen, und in einem unfassbaren Moment kollidierten Wagen und Reh,

es flog in hohem Bogen durch die Luft und riss im Fallen Rasmus von seinem Fahrrad. Alles ging so schnell und war so unwirklich, dass die Situation trotz des sehr realen Schocks und der Schmerzen beinahe absurd wirkte.

Der Wagen hielt. Das Reh war tot. Der Fahrer wollte Rasmus unbedingt nach Leverburgh – oder gar hinauf nach Stornoway bringen –, damit man ihn sich dort ansah.

»Mir ist nichts passiert«, beteuerte Rasmus.

Er war größtenteils auf dem Torfstreifen gelandet, hatte sich den Kopf nicht angeschlagen. Er spreizte seine langen Finger, stand langsam auf und schüttelte die Beine aus, doch es schien nichts gebrochen zu sein. Es ist nicht wie beim letzten Mal, dachte er. Und was sollten die im Krankenhaus schon machen? Er wollte dem bestürzten Fahrer nicht sagen, dass er nie wieder ein Krankenhaus von innen sehen wollte, weder in Stornoway noch in Glasgow, noch in London, noch sonst irgendwo. Und wenn er seitlich umgeworfen worden war, könnte dies womöglich der Ausgleich zu dem anderen Mal sein – als ihn das Universum das letzte Mal von den Füßen gerissen hatte, 2001 in New York.

Aber nein, diesmal war es anders.

Er ließ das Rad am Straßenrand liegen, ging die sieben Meilen zu Fuß zu seinem Haus und verließ es auch nicht mehr. Dafür schrieb er Songs. Mehr oder weniger. Das hielt ihn für ein, zwei Wochen bei der Stange. Sie handelten eher vom Prozess, nicht vom Ergebnis. Mehr verlangte er auch gar nicht.

Rasmus und Jay hatten über sein künftiges Liebesleben gesprochen. Er hatte immer nur den Kopf geschüttelt und grinsend auf seine Knie gestarrt, während sie »Schatz, Schatz« sagte. Einmal hatte sie ihn sogar angeschrien: »Hindere mich gefälligst nicht daran, an die Zukunft zu denken, dir zu helfen.« Es war eher ein Befehl als die Erlaubnis gewesen. Zu gegebener Zeit, wenn er sich bereit dafür fühlte, sollte er losziehen und ... an dieser Stelle hatte sie innegehalten. Sosehr sie es sich in der Theorie wünschen mochte, brachte sie es doch nicht über sich, es laut auszusprechen.

Sie hatten darüber geredet, wer diejenige sein könnte. Jay meinte, er solle die Insel verlassen, nach Glasgow ziehen und dort eine Musikerin kennenlernen, eine jüngere Frau. Und er solle dafür sorgen, dass sie wirklich nett und gutherzig sei, da ein einsamer, misanthropischer Einsiedler wie er manchmal erschreckend naiv und gutgläubig sein könne.

»Und soll das auch in meine Kontaktanzeige?«, hatte Rasmus gefragt.

»Kannst du machen«, hatte sie erwidert. »Vielleicht fühlt sich eine bezaubernde Abenteurerin ja davon angezogen ...«

Das Profil, das sie von ihm erstellt hatte, lautete so:

*Magerer Musiker,
liebvoller Ehemann, auf eigentümliche Art gut aussehend,
kann nicht kochen, nur Pfannkuchen machen,
treu, schlecht angezogen, sauber, klug, solvent, verwitwet,
romantisch,*

*antisozial,
kann gut küssen,
schreibt Songs über dich,
braucht Ermutigung.*

»Was für ein Fang«, hatte er kommentiert.

»Aber hallo!«, hatte Jay erwidert. »Da draußen laufen ganz, ganz schlimme Exemplare herum.«

Ganz schlimme Exemplare. Bei der Erinnerung daran, wie sie das gesagt hatte, musste er lächeln.

»Ich habe noch etwas für dich aufgeschrieben«, hatte sie gesagt. »Na ja, nicht für dich. Sondern etwas für die ... du kannst es ihr ... wenn du jemanden findest.«

»Hör auf«, hatte er gesagt.

Dann würde sie es zu ihrem Testament legen, hatte sie beharrlich erklärt.

Tag und Nacht verschmolzen miteinander. Es regnete und regnete. Möglicherweise klopfte irgendwann jemand an der Tür, aber es gab niemanden, mit dem er reden wollte. Zumindest gab es nichts zu sagen. Rasmus befand sich in einem Zustand des trübseligen Dauerhalbschlafs. Manchmal setzte er den Wasserkessel auf. Aber nachdem der Kessel etliche Male so lange auf dem Herd gestanden hatte, bis das gesamte Wasser verdampft war, ließ er es. Er wollte keinen Tee. Wahrscheinlich hatte er Hunger, aber es war nicht wichtig.

Er lag auf dem Sofa. Oder auf dem Bett. Oder auf dem anderen Bett. Die Träume ... vielleicht käme sie in einem davon vor. Er musste vorbereitet sein.

Es ist alles so viel komplizierter, als du denkst, sagte Jay in einem dieser Träume zu ihm.

Die Katze verlangte kläglich nach Futter.

Seine Jeans hingen an ihm herunter.

Er schleppte sich vom Bett ins Badezimmer und fiel hin. Nicht dass er das Gleichgewicht verloren hätte, denn so etwas wie Gleichgewicht existierte nicht länger. Rasmus kippte einfach um. In seinen viel zu schlabbrigen Jeans lag er auf dem Boden, ausgestreckt wie ein plattgefahrener Frosch auf einer Landstraße. Also schlief er dort einfach weiter.

Wenn das überhaupt Schlafen ist.

Muss es aber, denn ... die Träume ...

Schatz, sagte Jay und klammerte sich an ihn. Das ist es, woran ich mich erinnere. Deine Hand auf meinem Bett, immer bereit, meine zu nehmen, wenn ich sie nach dir ausgestreckt habe. Dein Kopf an meiner Schulter ...

Er dachte daran. Träumte.

Er antwortete nicht. Oder doch?

Es war so still, dass er das Rauschen der Wellen hören konnte. Eine zuschlagende Tür. Regen. Regen. Regen. Stimmen. Ihre Stimme.

Dann, ein Ruck, alles war anders. Hektik, Gesichter, sachliche Geschäftigkeit. Etwas in seinem Mund. Er hustete. Wachte nicht auf. Er wurde gepackt, hochgehoben. Verschwunden war, was auch immer gerade noch da gewesen sein mochte. Und dann war er auf einmal doch im Krankenhaus, hing an einem beschissenen Tropf, als wäre er Jay vor einem Monat.

»Sie müssen etwas essen und trinken, Rasmus«, sagten sie. Also tat er es. Nicht weil sie recht damit hatten. Sondern weil es die einzige Möglichkeit war, hier herauszukommen.

Bei seiner Rückkehr hatte Dougie eingekauft: Überall lagen Lebensmittel in der Küche. Hefeteilchen, Wurstbrötchen, Kartoffeln. Eine Schachtel Tunnocks-Kekse. Wie nett von ihm. Der Putzlappen war feucht. Offenbar hatte Dougie sauber gemacht. Ein Bündel Grünkohl aus dem Garten. Ich muss ihm die Auslagen erstatten, dachte Rasmus. Ich darf jetzt nicht sterben.

Also rasieren. Seine Wangen waren hohl und eingefallen, was ihm das Aussehen eines Heiligen verlieh. Er verzog das Gesicht. Ich sehe älter aus, dachte er.

Meine drei großen Tragödien – meine Mutter, die Band, Jay. Entschieden schüttelte er den Kopf. Meine drei größten Geschenke im Leben: das Leid, das mich stark und mitfühlend gemacht hat; meine Musik; die Liebe meiner wunderbaren Frau.

Dougie war es, der den Krankenwagen gerufen hatte. Rasmus hatte keine Ahnung gehabt. Aber es spielte auch keine Rolle. Er hatte sich in einer Art vom Hunger ausgelöst ... ja, was? ... Zustand magischen Denkens befunden. In einer Fantasiewelt jenseits meines Verstehens, dachte er. Es steht mir nicht zu, es zu hinterfragen. William Blake hat in Peckham Engel in den Baumwipfeln sitzen sehen. Ich habe meine Frau gespürt, direkt bei mir.

Draußen war die verfluchte Zeit unterdessen weiter ver-

gangen. Der Frühling hielt Einzug. Der Himmel schien sich höher zu spannen, an den Lärchen sprossen winzige hellgrüne Puschel. Pistazien mit rosa Blüten. Wie ein Gedicht, dachte Rasmus. Aber kein Songtext. Er würde keinen Song über Pistazien und rosa Blüten schreiben. Stattdessen zog er einen Song heraus, den er im Krankenhaus zu Ende geschrieben hatte: *Sorrow Follows*, in dem es darum ging, wie man im Krankenhaus neben seinem Herzensmenschen liegt, um Krankheit und Sterbebetten. Diesen Song würde er für Jay in Form bringen. Die Trauer folgt dir überallhin.

Das ist es, woran ich mich erinnere, hätte sie gesagt.

Gleichzeitig empfand er einen seltsamen Anflug von Glück. Die Trauer mag dir überallhin folgen, aber ich werde sie einfach nicht reinlassen.

Nun, da es wärmer war, würde er die Vincent herausholen – es ging nichts über eine Runde auf dem Motorrad an einem kalten, sonnigen Morgen.

Zeit hatte er schließlich mehr als genug.

Man musste die Dinge in Angriff nehmen.

Er schaffte Platz auf dem Küchentisch, legte Messer und Gabel bereit, stellte Salz und Pfeffer daneben. Dann briet er zwei Spiegeleier und aß sie mit Toast und von Tante Dolores' Shito-Soße, die Kwame ihm mitgebracht hatte, als er nach Glasgow zur Beerdigung gekommen war. »Die wirst du brauchen«, hatte er gesagt.

Rasmus aß die Eier auf. Das tue ich für dich, Liebste. Keine ausgelassenen Mahlzeiten mehr. Schließlich goss er sich eine zweite Tasse Tee ein und trug sie zu seinem